

GOLD oder Europa



Der Hafen von Nouadhibou. Von hier aus fahren Migranten per Boot in Richtung Europa

TIM RÖHN

Der Hafen von Nouadhibou ist ein Ort des Chaos. Es sind Tausende Holzboote, verziert mit bunten Malereien, die hier an einem brütend heißen Sommertag so eng aneinandergereiht liegen, dass nicht einmal mehr die kleinste Wasserstelle zu erkennen ist. Menschen schwirren umher, stoßen aneinander, umarmen sich, schütteln sich die Hände, brüllen, lachen. Hier ein Esel, da ein paar Ziegen, Hühner. Überall Fliegen.

VON TIM RÖHN
AUS NOUAKCHOTT

Die Fischer und Händler bereiten sich auf die Ausfahrt am nächsten Tag vor – auf die kollektive Jagd nach Oktopussen. Andere Bootsbesitzer, von den Fischern nicht zu unterscheiden, bereiten sich auf etwas anderes vor: die Flucht gen Europäische Union.

Nouadhibou, ganz im Norden des armen westafrikanischen Staates Mauretanien gelegen, ist in der europäischen Migrationskrise zu einem der wichtigsten Hotspots geworden. Hier werfen sich Migranten und Flüchtlinge mit ihren Holzbooten in die Fluten und nehmen Kurs auf die Kanarischen Inseln, mehr als 1000 Kilometer weiter nördlich gelegen.

Seit Anfang 2020 sind die Ankunfts zahlen dort rasant gestiegen. 22.000 kamen im vergangenen Jahr – fast neun Mal so viele wie 2019. Ein Rekord, der das Aufnahmesystem kollabieren ließ. In diesem Jahr sind es schon wieder 159 Prozent mehr als im Vorjahreszeitraum. Der Hauptgrund ist das rigorose Vorgehen von Sicherheitskräften an anderen neuralgischen Routen wie jener durch die Ägäis von der Türkei nach Griechenland und der über die Meerenge von Gibraltar von Marokko nach Spanien. Daher der Ansturm auf die Kanaren, vor al-

Im bettelarmen Mauretanien wagen sich mehr Migranten denn je auf Boote, um Europa zu erreichen. Die Alternative zur Flucht liegt tief in der Sahara



Goldsucher in der Sahara in Tijirit

lem von Mauretanien aus, aber sogar aus dem Senegal, aus Guinea und Gambia, die noch weiter südlich liegen. Es ist eine halbrecherische Überfahrt, ohne Zweifel die gefährlichste Route in die EU. Niemand kann sagen, wie viele Menschen der Atlantik verschluckt. Im Dezember kamen 83 Migranten um, als vor der mauretanischen Küste ein Boot kenterte, im Oktober waren es 50. Und trotzdem: Der Ansturm wird immer größer. Warum? Und: Gibt es eine Möglichkeit, die Leute aufzuhalten?

Der Senegalese Cheikh Nday sitzt einen Steinwurf vom Hafen entfernt an einer Hauptstraße, hinter ihm Dutzende Tiere aus Teakholz. In Mauretanien gab es auch vor Covid-19 keinen Massentourismus, aber die Weiten der Wüste zogen doch Reisende an. Und so kam Nday aus dem Senegal hierher und verkaufte seine Holzfiguren. Und jetzt? „Manchmal verkaufe ich drei Monate nichts, lebe von

100 Euro im Monat“, sagt der Mittvierziger.

Nday kennt die Erzählungen derer, die sich in ein Boot gesetzt haben: „Natürlich ist es ein großes Risiko. Aber sie sehen, dass ihre Familien nicht mal mehr Essen und Trinken kaufen können. Also versuchen sie, nach Europa zu gelangen.“ Wenn sie ankommen, sei es gut, „und wenn nicht, dann tut es wenigstens nicht mehr weh.“ Und Nday selbst, was wird er tun? Sein Blick streift in die Ferne. „Ich hoffe, dass sich meine Lage bald verbessert“, sagt er.

Die Bootsfahrt gen Kanaren, sie ist ein Tabuthema. Beamte der spanischen Guardia Civil sind in der Stadt und versuchen, illegal im Land befindliche Migranten ausfindig zu machen. Mauretanien ist anders als Libyen ein sicheres Land, selbst Maria Stavropoulou, die

Chefin des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR hier, sagt: „Flüchtlinge haben hier ein gutes Schutzniveau. Im Großen und Ganzen sind sie hier sicher, ihre Grundrechte werden geachtet.“ Sie könnten sich „ein neues Leben“ aufbauen. Wer trotzdem weiterwill, bekommt es mit den heimischen Sicherheitskräften zu tun. Ab und an greifen sie zu, checken die Papiere vermeintlicher Fremder, nehmen sie fest, bringen sie über die Grenze in die Nachbarstaaten. Im Mai schickte Madrid fünf Millionen Euro in die Hauptstadt Nouakchott, als Anreiz, die Leute zurückzuhalten. Kurz darauf vermeldete die mauretanische Regierung einen großen Schlag gegen Schmuggler und Migranten. Die Vorbereitung der Weiterreise, sie muss also im Verborgenen ablaufen.

Es ist eine schwer zugängliche Welt, in der die katholische Kirche in der Not hilft. In Nouadhibou sind es Freiwillige wie Victor Gregoire, der in seinem Büro im Gemeindehaus sitzt und erzählt, wie er Sprachkurse organisiert und bis vor einigen Monaten Essensrationen verteilte. Jetzt, ohne Spenden von Touristen, fehlen die Gelder. Dabei werde die Zahl der Migranten immer größer.

Was bleibt, sind Gespräche mit den Leuten, die aus verschiedenen westafrikanischen Staaten hierhergekommen sind. Man würde ja versuchen, sie von der Überfahrt abzuhalten, sagt Gregoire: „Aber meist sagen sie, dass sie schon so weit gekommen sind. Dass sie jetzt nicht stoppen können. ‚Ich muss gehen‘, das hören wir sehr oft.“ Die Menschen dafür zu verurteilen? Das käme Martin Happe nicht in den Sinn. Der 75-Jährige aus Sendenhorst im Münsterland ist der Bischof von Nouakchott, einer von zwei

Weissen seiner 4000 Mitglieder fassenden Gemeinde. Seit 1973, als er nach Mali kam, ist er in Westafrika zu Hause. Vor Covid flog er jedes Jahr ein paar Mal in die Heimat. Er kennt beide Welten und ist zu einem Verteidiger jener geworden, die von hier weg wollen.

Happe steht im Garten seines Wohnhauses, eine grüne Oase mitten im Staub der Hauptstadt. Es macht ihn wütend, wenn er an die Unterschiede zwischen den Kontinenten denkt. „Europa will günstigste Rohstoffe aus Afrika, aber gleichzeitig will man verhindern, dass die Menschen hier unter den gleichen guten Bedingungen leben“, schimpft er und spricht über die Kolonialzeit: „Nie ging es darum, funktionsfähige Staaten zu schaffen, sondern bloß darum, Reichtümer herauszuholen.“

So sei das bis heute, „und die Leute sehen nun einmal, was los ist in der Welt. Sie wollen einen Teil des Kuchens abbauen. Deswegen machen sie sich auf den Weg.“ Angesichts der eskalierenden kriegerischen Konflikte in der Region und der Auswirkungen durch Covid würden die Zahlen weiter steigen.

Dabei gäbe es einen Hoffnungsschimmer, mitten in der Wüste. Tijirit ist ein winziges Dorf, bestehend aus ein paar Zelten, zweieinhalb Stunden von der nächsten asphaltierten Straße entfernt, ohne jeden Handyempfang. Um Tijirit herum trotten Tausende Männer mit Metalldetektoren durch den Staub – auf der Suche nach Gold. Vor fünf Jahren begann in Mauretanien ein Goldrausch, Zehntausende Mauretanier und Ausländer zahlten eine Lizenzgebühr von 150 Euro an die Regierung und machten sich auf eigene Faust auf in die Wüste. Sie wurden fündig.

Said Abdell Jellil sitzt in einem Goldsucher-Camp, er ist der Chef von 30 Männern, die für ihn die Wüste durchforsten. Er zeigt eine Handvoll Gold. „Als wir 2016 Gold gefunden haben, waren wir sehr glücklich und dachten, dass Mauretanien eine bessere Zukunft vor sich hat.“ Doch die Behörden in Nouakchott vergaben Gräberlizenzen für ganze Regionen an Großkonzerne, aus Kanada, aus Australien.

„Wenn wir etwas finden, spricht sich das rum. Dann kommt die Gendarmerie und vertreibt uns. Die Ausländer stecken das Gebiet für sich ab“, sagt Jellil und schüttelt den Kopf: „Wenn es der EU darum geht, Migration zu verhindern, dann muss sie mit unserer Regierung sprechen.“ Das Gold, es könne den Menschen schließlich eine Perspektive geben: „Anderenfalls versuchen viele, in Europa Geld zu verdienen – die Fremden, die wir hier sehen zumindest.“ Tatsächlich sind es nur vereinzelt Mauretanier, die in Boote Richtung Kanaren steigen.

Viele Ausländer wollen weg. Menschen wie Natasha aus Nigeria etwa, die in Chami, jenem Ort, an dem das in der Wüste gefundene Gold verhökert wird, eine Wäscherei betreibt. Die Regale sind proppenvoll mit Klamotten, der Laden läuft. Neben repariert ihr Mann, ein Malier, Golddetektoren. Es reicht zum Leben. „Aber wir sind nicht so weit gereist, um hierzubleiben. Wenn wir noch ein bisschen mehr gespart haben, gehen wir nach Europa.“

Im Juni wurde ein Boot vor der Küste von Trinidad und Tobago in der Karibik entdeckt, mit 14 Leichen an Bord. Die Behörden fanden heraus: Es war Wochen zuvor von der mauretanischen Küste gestartet, mehr als 10.000 Kilometer entfernt. Weiß Natasha um die Gefahr? Sie zuckt mit den Schultern. Sie könne ihr Schicksal nicht beeinflussen: „Es ist Gott, der entscheidet, ob wir es schaffen.“